

Katharina Schendel wurde 1979 geboren und hat Geschichte, Kommunikationswissenschaften und Japanologie studiert. Nach längeren Aufenthalten in Tokio und London kehrte sie in ihre Heimat Thüringen zurück. Heute lebt sie dort mit ihrer Familie und geht mit Leidenschaft ihrem Hobby, dem Schreiben von Kriminalromanen, nach.

KATHARINA SCHENDEL

Die Dunkelgräfin und die Kokosnuss

THÜRINGEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Henny, Rolf, Margot und Hans,
die meinem Herzen immer nah sind.
Möget ihr in Frieden ruhen!

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: photocase.com/nailiaschwarz
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Lisa Bitzer
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2014
ISBN 978-3-95451-379-6
Thüringen Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Prolog

28. November 1837, Mitternacht, Schloss Eishausen

Auf den letzten Schlag der Kirchenglocke folgte Totenstille. Niemand sagte ein Wort. Die kleine Menschenschar hielt folgsam die Blicke gesenkt und stand stumm und starr wie eine Gruppe von Wachsfiguren in einem schaurigen Kabinett.

Auch sonst regte sich nichts. Kein Tier, kein Strauch, kein Baum. Nicht einmal ein einziger Windhauch. Dichtes, lautloses Schwarz hüllte die Versammelten ein. Einige wenige Fackeln und ein schwacher Schimmer aus der Richtung des Schlosses waren die einzigen Lichter in dieser dunklen Novemberrnacht. Sogar der Mond und die Sterne wurden von einer undurchdringlichen Wolkenschicht verdeckt. Noch bedrückender als die Finsternis aber war die Grabeskälte, die langsam von dem eisigen Boden herauf- und bis in die Herzen der Menschen hineinzukriechen schien. Es war ihnen, als ströme der gnadenlose Frost direkt aus dem schmalen hölzernen Sarg, der in ihrer Mitte stand.

Endlich wurden die Türen des Schlosses geöffnet, und der Graf trat heraus. Mit raschen Schritten kam er auf die Wartenden zu. Er trug einen langen dunklen Oberrock, weiße Seidenstrümpfe und blank poliertes Schuhwerk. Ein flacher Filzhut bedeckte sein ergrautes Haar, und ein starker Backenbart betonte sein kräftiges, scharf gezeichnetes Gesicht. Er schien so entschlossen wie immer, allein in seinen Augen spiegelten sich Trauer und Wehmut. An seiner Seite lief ein spindeldürrer, livrierter Diener, der in beiden Händen Fackeln trug. Der Graf musterte die Versammelten kurz, dann gab er mit einem knappen Nicken das Zeichen zum Aufbruch.

Sogleich lösten sich sechs kräftige Männer aus ihrer tranceähnlichen Starre, stellten sich jeweils zu dritt an die Längsseiten des Sarges und hieften ihn vorsichtig auf ihre breiten Schultern. Links die Holzknechte Römheld und Günther sowie der Ratsbüttner Kraushaar. Rechts der Büttner Kleinauf, der Türmer Schindler und der Polizeidiener Heun.

Der Leichenzug setzte sich geräuschlos in Bewegung. Als Vertreter der Geistlichkeit führte Konsistorialrat Dr. Ludwig Nonne ihn an. Der kleine, untersetzte Mann wirkte fast ein wenig ängstlich, wie er so als Erster in die Dunkelheit schritt. Die Fackel in seiner Hand spendete nur spärlich Licht und warf dafür umso mehr unheimliche Schatten. Hinter ihm gingen die Gebrüder Schmidt, ebenfalls mit Fackeln ausgestattet. Den sechs Trägern mit dem Sarg folgten die Totenfrau Dinkler, die drei Tage und drei Nächte bei der Leiche Wache gehalten hatte, und der Schneider Marr. Den Schluss des Zuges bildeten der Graf und sein alter Diener Schmidt.

Sie durchquerten das kleine, beschauliche Dorf, und obgleich es tiefste Nacht war und sie keinerlei Geräusche machten, lugten in beinahe jedem Haus Gesichter aus den Fenstern. Hier und da wurden Kerzen entzündet, die aufgeregter flackerten und die schauerliche Atmosphäre noch verstärkten. Die Neugierigsten unter den Dorfbewohnern traten sogar aus ihren Häusern und liefen, in angemessener Distanz, dem Leichenzug hinterher. Einer nach dem anderen schlossen sie sich an, und als die Prozession auf die Chaussee einbog, die in die nahe gelegene Stadt Hildburghausen führte, hatte sich schon eine ganz ansehnliche Menschengruppe angesammelt. Sie alle folgten dem Grafen, den sie als ihren Gönner und Wohltäter betrachteten und dessen vornehme aristokratische Ausstrahlung sie so sehr bewunderten. Er und die Gräfin waren 1810 nach Eishausen gekommen. Sie hatten sich in die Räume des Schlosses zurückgezogen, von beinahe jedem menschlichen Kontakt abgeschottet und in ihren geheimnisvollen Gemächern verborgen, und nie drang eine Kunde von ihrem abgeschiedenen Leben im Schloss nach draußen.

Man hörte, dass der Fremde ein französischer Emigrant namens Vavel de Versay sei. Doch niemand nannte ihn so. Alle nannten ihn nur »den Grafen«. Die wenigen, die ihm persönlich begegnet waren, rühmten seine vielseitige und umfassende Bildung, seine außergewöhnliche Freundlichkeit sowie seinen unermesslichen Reichtum, der sich jedoch nie in Prahlerei, sondern stets in Großzügigkeit und barmherziger Nächstenliebe zeigte. Man wusste, dass er Ruhestörungen und jede Art von Lärm auf das Heftigste verabscheute. Deshalb achteten die Dorfbewohner darauf, dass

ihre Kinder nicht in der Nähe des Anwesens spielten und niemand nach den Fenstern des Schlosses gaffte. Der Graf wünsche keinerlei Belästigung, hieß es. Wer dies befolgte, den belohnte er reichlich. Wer sich jedoch widersetzte, den traf sein ganzer Zorn.

Noch weniger als den Grafen kannte man die Gräfin, deren Leichnam gerade zu Grabe getragen wurde. Die wenigen Glücklichen, denen es je gelungen war, einen kurzen Blick auf die Dame zu erhaschen, hatten nicht mehr als eine tiefverschleierte Frau graziler Gestalt gesehen. Gesprochen hatte nie jemand mit ihr. Nur einmal hatte ein Bauernjunge mit einem Fernglas beobachtet, wie die Gräfin von einem Fenster des Schlosses aus eine Katze anlockte, und dabei hatte er ihre zarte, liebevolle Stimme vernommen. Niemand kannte die Gründe für derart absonderliche Manieren. Zwar gab es allerlei Spekulationen und Gerüchte – man munkelte, dass die Gräfin mit dem Schleier eine schreckliche Entstellung wie ein Brandmal oder einen Schweinerüssel verbergen wollte –, doch eine logische Erklärung für dieses Rätsel hatte noch niemand gefunden.

Nach einer guten Stunde erreichte der Leichenzug sein Ziel: einen einsamen Berggarten, den das geheimnisvolle Paar seit einigen Jahren besaß und zu Lebzeiten der Gräfin regelmäßig besucht hatte. Hoch über dem Werratal gelegen, genoss man hier am Tage einen vortrefflichen Ausblick auf die Höhenzüge des Thüringer Waldes. An dem prächtigen Baumwipfelpanorama, das wie ein dunkelgrünes Meer im Wind sanft hin- und herwogte, konnte man sich kaum sattsehen. Des Nachts war es hier jedoch weit weniger idyllisch. Die pechschwarze Finsternis unterband jede noch so großartige Aussicht und konnte ein zartes Gemüt leicht das Gruseln lehren. Weit verbreitet war die Furcht vor den Dämonen der Nacht, die sich hier in Scharen tummelten wie die Fledermäuse, denen man nachsagte, mit Vampiren im Bunde zu sein.

Vor einem stattlichen Gartenhaus, das wegen seiner in das Erdgeschoss integrierten und von Arkaden eingefassten Terrasse an eine italienische Loggia erinnerte, kam der Leichenzug zum Stehen. Rasch öffnete der Diener des Grafen eine breite Flügeltür und entzündete mehrere Kerzen. Der Graf trat ein, ebenso wie

sein unmittelbares Gefolge. Die neugierigen Dorfbewohner aber blieben, dicht zusammengedrängt, etwa zehn Meter vor dem Haus stehen.

Vorsichtig setzten die Träger den Sarg auf dem gekachelten Fußboden des Foyers ab. Die Erschöpfung war ihnen deutlich anzusehen, und trotz der Kälte wischten sie sich den Schweiß von der Stirn. Der Polizeidiener Heun schüttelte die Arme aus, der Büttner Kleinauf massierte sich die Schulter. Der alte Diener Schmidt brachte derweil Werkzeug herbei, mit dem die Gebrüder Schmidt die Nägel, die den Sarg verschlossen hielten, entfernten.

Langsam und ehrfurchtsvoll hoben sie den Deckel ab. Nur zögerlich blickten die Umstehenden, die einen Kreis um den Sarg gebildet hatten, hinein. Was sie sahen, verschlug ihnen den Atem.

Im Sarg lag eine schmale, feingliedrige Frau, vollständig in weißen Atlasstoff gekleidet. Das braune Haar fiel ihr in sanften Wellen über die Schultern und umrahmte ein vollkommen unverschleiertes Gesicht.

Mit offenen Mündern starrten Diener, Handwerker und Knechte auf das liebeliche Antlitz hinab. Da waren kein Brandmal, kein Schweinerüssel oder sonst eine Entstellung. Das Geschöpf in der Holzkiste war von solch makelloser Schönheit, wie sie es nie zuvor an einem Menschen gesehen hatten. Mit geschlossenen Augen, frischen, ja rosigen Wangen und blutroten Lippen ruhte die Gräfin einem Engel gleich in ihrem Totenbett. Es war, als schliefe sie bloß und würde jeden Moment wieder die Augen aufschlagen.

Seit ihrem Aufbruch in Eishausen hatte niemand gesprochen, und auch jetzt fiel kein einziges Wort. Als wäre den Versammelten die Fähigkeit zu reden völlig abhandengekommen. Doch ihre Augen sprachen Bände. In ihnen funkelte – nun da sie die Gräfin endlich zu Gesicht bekommen hatten – eine Mischung aus ehrlicher Ergriffenheit und tiefer Bewunderung.

Mit einem kurzen Kopfnicken beendete der Graf die Leichenschau, und Konsistorialrat Nonne zeichnete ein unsichtbares Kreuz in die Luft. Daraufhin legten die Gebrüder Schmidt den Deckel wieder auf und verschlossen mit einer Handvoll Nägel den Sarg. Die Träger packten erneut zu, hoben den Totenschrein wieder

auf die Schultern und trugen ihn hinaus, bis zu der Stelle des Berggartens, an dem sich der Lieblingsplatz der Gräfin befand. Dort klaffte bereits ein Loch im harten Erdboden, so tief, dass ein Mann aufrecht darin stehen konnte. Die letzte Ruhestätte der Gräfin, die der Totengräber Knoll tags zuvor ausgehoben hatte.

Unter den Augen der Neugierigen ließen die Träger den Sarg schließlich in die Erde gleiten.

Es war noch immer totenstill.

15. April 2013, Stadttheater Hildburghausen

Lautstark hallten die empörten Stimmen durch den zum Bersten gefüllten Theatersaal.

»Leichenfledderer!«, schrie eine junge Frau und raufte sich die strohblonden Haare.

»Ihr verdammten Kleingeister!«, hallte es aus einem anderen Winkel des Saales zurück.

»Morbides Gesindel!«, rief wieder ein anderer. »Man sollte euch alle an die Wand stellen und erschießen!«

Die aufgebrachte Menge ließ ihrer Wut freien Lauf. Hier und da sah man hochrote Köpfe, und einige Männer und Frauen hoben drohend die Fäuste in die Luft. Es fehlte nicht viel für eine Massenschlägerei. Der ohrenbetäubende Lärm musste in ganz Hildburghausen zu hören sein.

Schon seit mehreren Minuten hielt es hier niemanden mehr auf seinem Sitz. Wer nicht leidenschaftlich stritt, schimpfte oder heftig zeterte, versuchte zu vermitteln, die hitzigen Gemüter zu besänftigen und schlimmere Eskalationen zu verhindern.

Dabei hatte alles so friedlich angefangen. Elisabeth Holle, die Bürgermeisterin von Hildburghausen, hatte zu diesem öffentlichen Symposium eingeladen und sich nichts sehnlicher als eine ruhige und sachliche Diskussion gewünscht. Doch die geplante Exhumierung der Dunkelgräfin war nun mal eine extrem heikle und umstrittene Angelegenheit. Ja, die Brisanz dieses Themas war so groß, dass nicht nur Menschen aus Hildburghausen, sondern

auch von weit darüber hinaus herbeigeströmt waren. Neben den Bürgern der Stadt waren die Reihen mit Historikern, Anthropologen, Journalisten und Neugierigen aus nah und fern gefüllt. Sogar aus Frankreich waren einige interessierte Fachleute angegeist.

Als erster Redner hatte sich Stadtchronist Zacharias Morgenstern an das Publikum gewandt und einige einleitende Fakten über das Grab der Dunkelgräfin sowie eine Zusammenfassung der vorherrschenden Theorie über die Identität der geheimnisvollen Unbekannten vorgestellt. Nicht wenige, die sich mit dieser Thematik befassten, vermuteten nämlich, dass es sich bei der Dunkelgräfin um niemand Geringeren als die französische Prinzessin Marie Thérèse Charlotte de Bourbon, die Tochter von König Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie Antoinette handelte. In den Wirren der Französischen Revolution, bei der die berühmten Eltern den Kopf verloren hatten, sollte die Königstochter mit ihrer Halbschwester vertauscht worden sein. Da diese Vermutung bisher nicht bewiesen werden konnte, wollte man nun mit einem DNA-Abgleich Licht in die Sache bringen.

»Aus geschichtswissenschaftlicher Sicht kann ich die geplante Ausgrabung nur befürworten«, sagte Morgenstern und erntete sowohl Applaus als auch empörte Buhrufe und Pfiffe.

Davon ungerührt reichte er das Mikrofon an Daniel Weißkopf, einen jungen, schlaksigen Redakteur des Thüringer Rundfunks, weiter. Dieser war etwas käsig im Gesicht, und man konnte ihm ansehen, dass er im Umgang mit Kritik nicht besonders erfahren war.

»Das geplante Medienprojekt sieht in erster Linie vor, die Arbeit der Wissenschaftler zu begleiten«, las er von einem Blatt Papier ab. »Dabei sollen die Gebeine der Dunkelgräfin nicht öffentlich gezeigt werden.« Nun brandete bereits eine erste kleine Welle des Protests los, die jedoch von der Bürgermeisterin, die beschwichtigend die Arme hob, gebremst werden konnte.

Anschließend stellte sie den Forensiker eines anerkannten Instituts für Humangenetik und Anthropologie, Professor Dr. Maximilian Hofstetter, vor. Dieser versicherte, dass die sterblichen Überreste der Dunkelgräfin auf jeden Fall in Hildburghausen

bleiben würden und dass sein Forschungsteam nur einen winzigen Teil an Knochenmaterial entnehmen werde.

»Eine respektvolle und ethisch vertretbare Vorgehensweise ist unser oberstes Gebot«, versprach der Professor.

Danach hatte die Vorsitzende der Bürgerinitiative gegen die Exhumierung der Dunkelgräfin, Cordula Hirsekorn-Schuler, das Wort. Mit kämpferischer Geste hielt sie eine lange Unterschriftenliste hoch und betonte, die einzige ethisch vertretbare Vorgehensweise sei die Wahrung der Totenruhe. »Wir Bürger sind gegen die mediale Ausschachtung unserer Dunkelgräfin«, rief sie energisch in das Mikrofon.

Tosender Applaus erfüllte den Theatersaal.

»Unsere Stadt kann bei der ganzen Sache nur verlieren. Das Mysterium um die Dunkelgräfin ist doch genau das, was die Faszination von Hildburghausen ausmacht. Eine Auflösung würde diese Faszination nur zerstören.«

Wieder ertönte Applaus, doch hier und da mischten sich auch protestierende Stimmen in den Beifall hinein. Am Podiumstisch auf der Bühne verdrehte Zacharias Morgenstern genervt die Augen, Daniel Weißkopf schluckte einen dicken Kloß hinunter, und Professor Hofstetter fummelte an seiner karierten Krawatte herum.

Die Bürgermeisterin, die sich fest vorgenommen hatte, jeglichen Aufruhr im Keim zu ersticken, nahm das Mikrofon wieder an sich und fasste, als Ausdruck einer versöhnlichen Geste, nach Frau Hirsekorn-Schulers Hand.

»Vielen herzlichen Dank an alle Referenten«, rief sie, und ihre angenehme und selbstsichere Stimme brachte die Menschen tatsächlich zum Schweigen. »Ich denke, die Situation ist nun von allen Seiten bestmöglich dargestellt worden.«

Cordula Hirsekorn-Schuler machte dem Händchenhalten abrupt ein Ende, warf der Bürgermeisterin einen verächtlichen Blick zu und nahm wieder am Podiumstisch Platz.

Elisabeth Holle ließ sich dadurch nicht aus ihrem Konzept bringen. Sie trat einen Schritt näher an das Publikum heran. »Selbstverständlich haben Sie nun die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Ich möchte Sie aber bitten, allzu emotionale Fragestellungen zu vermeiden und sich sachlich mit der Thematik auseinanderzusetzen.«

Das hätte sie wohl besser nicht sagen sollen, und später wusste sie, dass genau das der Punkt gewesen war, an dem sie die Kontrolle über das Publikum verloren hatte. Denn die Emotionen waren da und ließen sich nicht einfach abschalten, geschweige denn totsichweigen. Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, und so artete die geplante Fragerunde in eine Orgie wüster Beschimpfungen und Anfeindungen aus. Wo bei einer gewöhnlichen wissenschaftlichen Veranstaltung gerade mal ein Hauch von Leben in eine meist träge und starre Zuhörerschaft kam, wenn kritisch nachgehakt wurde, explodierte das Publikum jetzt wie ein riesiger lebendiger Feuerwerkskörper. In den Herzen der Menschen kochte es wie in einer vietnamesischen Garküche.

Zuerst richteten sie ihre verbalen Attacken gegen die Bürgermeisterin und die Redner am Podiumstisch. Besonders dem Stadtchronisten und dem käsigen Redakteur schienen viele nicht wohlgesinnt zu sein. Man warf ihnen Profilierungssucht und Profitgier vor, schalt sie Vampire und Blutsauger. Andere Stimmen richteten sich gegen die Leiterin der Bürgerinitiative, nannten sie Hasenfuß und Wahrheitsverweigerin. Den Beschuldigten blieb kaum eine Möglichkeit zur Gegenwehr, so sehr überrannten sie die lautstarken Verleumdungen. Mehr und mehr gerieten sich nun die Menschen untereinander in die Haare, egal ob Freund oder Feind, Exhumierungsgegner oder -befürworter, und ein Ende des Tumults war noch lange nicht abzusehen.

Ganz am Rande des Krawalls stand ein kleiner, stämmiger Mann mit grauem Haar und einem Rücken, der so krumm war wie der Panzer einer Schildkröte. Als einer der wenigen hatte er sich aus dem Streit gänzlich herausgehalten und das unglaubliche Spektakel stillschweigend beobachtet. Er fragte sich, ob in diesem Theatersaal, der einer der ältesten in ganz Deutschland war, schon jemals ein so groteskes Schauspiel aufgeführt worden war. Er konnte es sich kaum vorstellen.

Auch fragte er sich, was wohl das Dunkelgrafepaar, das sich zeitlebens in einen schützenden Kokon aus Ruhe und Einsamkeit gehüllt hatte, zu diesem Tohuwabohu gesagt hätte. Vermutlich hätten die beiden darüber bloß den Kopf geschüttelt.

1

In Thüringen von einer Kokosnuss erschlagen zu werden, ist so unwahrscheinlich wie Schnee im August. Das liegt vor allem an dem Mangel an Palmen, die in diesen zumeist unterkühlten Breiten nicht wachsen. Und soweit ich mich erinnern kann, hat hier auch noch niemand mit einer Kokosnuss gemordet. Zwar kamen schon mal Bratpfannen und hin und wieder auch eine Grablampe zum Einsatz, aber eine Kokosnuss hatte in der hiesigen Regionalgeschichte des Verbrechens bislang noch keine Verwendung als Tatwerkzeug gefunden.

Doch dann, eines Tages, passierte es. Auf offener Straße, am helllichten Tag. Und ausgerechnet ich, Hubertus Schmunk, war derjenige, der über den Toten stolperte. Aber lassen Sie mich Ihnen die Geschichte von Anfang an erzählen.

Zu meinem Leidwesen hatte man mich vor einigen Wochen von meinen Pflichten als Arnstädter Stadtchronist entbunden und in Pension geschickt. Die dadurch erlangte Freizeit versuchte ich natürlich bestmöglich zu nutzen. Ich besuchte Bibliotheken und Museen, vertiefte mich in allerlei historische Lektüre und sog alles auf, was mit der Geschichte meiner schönen Heimat Thüringen zusammenhing.

Zu dieser Zeit, als die kuriose Sache mit der Kokosnuss geschah, weilte ich in Hildburghausen, um an einer Tagung über die rätselhafte Dunkelgräfin teilzunehmen. Am Tag zuvor hatte ich bereits dem ersten Teil, einer öffentlichen Informationsveranstaltung, beigewohnt. Nach einem unterhaltsamen und gesitteten Start war diese jedoch völlig aus dem Ruder gelaufen und in ein wüstes Getobe ausgeartet. Die schlimmsten Beleidigungen waren wie Kanonenschüsse durch den Raum gedonnert. Selten habe ich Menschen derart streiten sehen. Einen Tag nach dem großen Eklat ging die Tagung für die Fachteilnehmer weiter, und ich war guter Hoffnung, dabei weniger erhitzten Gemütern zu begegnen.

Frisch gestärkt von einem umfangreichen Frühstück, machte ich mich also erneut auf den Weg zum Stadttheater. Ich lief gänzlich

unbekümmert durch die Straßen, freute mich des Lebens und streckte meine Nasenspitze der Sonne entgegen, damit sie mich an selbiger kitzelte. Nach einer Weile stieß mein Fuß jedoch so abrupt gegen ein Hindernis, dass ich um ein Haar gestürzt wäre. Was war ich doch für ein Hans Guck-in-die-Luft!

Doch bevor ich mich noch für meine Leichtsinnigkeit schelten konnte, erblickte ich, worüber ich da gestolpert war, und erschrak mich fast zu Tode. Vor mir lag ein Mann, bäuchlings und alle viere von sich gestreckt. Aus einer hässlichen Wunde am Hinterkopf strömte frisches Blut und ergoss sich auf die grauen Pflastersteine. Direkt daneben lag eine große Kokosnuss, und im Gegensatz zu dem ramponierten Schädel des Mannes war sie völlig unversehrt. Noch begriff ich nicht, was die braunfaserige Südfrucht hier zu suchen hatte, und ich hatte auch gar keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen.

Der Mann schien bewusstlos zu sein, denn er rührte sich nicht und reagierte auch nicht auf meine Stimme. Ich sprach ihm ein paar tröstende Worte zu, wagte aber nicht, ihn zu berühren, geschweige denn zu bewegen.

Was sollte ich jetzt bloß tun?

Ein Arzt musste her, und zwar schnell. Ich eilte panisch in das nächstgelegene Geschäft und rief der Verkäuferin zu, dass draußen ein verletzter Mann liege, der dringend Hilfe benötige. Nur Augenblicke später brauste ein Krankenwagen heran, zwei in neonfarbene Jacken gekleidete Männer, vermutlich ein Arzt und ein Sanitäter, sprangen heraus und sprinteten zu dem Opfer, um das sich mittlerweile ein Kreis aus Neugierigen gebildet hatte. Einer der Retter fühlte den Puls des Mannes, und ich sah, wie er kurz den Kopf schüttelte. Dann drehten sie ihn behutsam auf den Rücken.

Erneut fuhr mir der Schreck durch die Glieder. Ich kannte den Mann! Es war Zacharias Morgenstern, der Stadtchronist von Hildburghausen.

Ich fühlte mich derart benommen, dass mir ganz schwindlig wurde. Noch am Abend zuvor hatte ich mit Morgenstern bei einer Flasche Rotwein zusammengesessen, und nun lag er da und ...

Die Männer in Orange öffneten seine Jacke und sein Hemd

und legten ein Gerät zur Wiederbelebung auf seine Brust. Sie riefen den umstehenden Passanten etwas zu, doch aus irgendeinem Grund konnte ich nicht verstehen, was sie sagten. Es war, als hätte ich Watte in den Ohren. Auch das Gefühl für Zeit schien mir abhandengekommen zu sein, denn als die Retter ihre Gerätschaften wieder zusammenpackten und ein weißes Tuch über Morgenstern legten, konnte ich nicht sagen, wie viel davon vergangen war.

Die Erkenntnis sickerte nur langsam in mein Bewusstsein. Mein geschätzter Kollege, mit dem ich mich so viele Male über die Geschichte unserer Heimatstädte ausgetauscht hatte, war tot. Mausestot. Erschlagen von einer Kokosnuss.

Ganz unwillkürlich blickte ich nach oben. Doch da war nichts, keine Brücke, kein Baum, nur ein blauer wolkenloser Himmel und die Sonne, die ihre warmen Strahlen zur Erde schickte. Von dort konnte die Kokosnuss kaum gekommen sein. Demnach musste sie jemand aus einem Fenster der umliegenden Häuser geworfen haben.

Als ich begriff, was das bedeutete, stockte mir der Atem: Zacharias Morgenstern war ermordet worden.

Immer mehr Menschen scharten sich nun um den bedeckten Leichnam. Plötzlich nahm ich auch die Geräusche wieder normal wahr, und eine Welle aufgeregter Stimmen schwappte mir entgegen. Dann ertönte Sirenengeheul, und ein blauer Polizeiwagen kämpfte sich mühsam durch die Menge der Schaulustigen.

Wenig später wimmelte es vor Polizisten. Einige von ihnen drängten die Gaffer unsanft zurück, andere riegelten den Tatort mit rot-weißem Absperrband großflächig ab. Außer den uniformierten Beamten kamen auch zwei graue Herren in Zivil, die kurz mit dem Arzt und den Rettungssanitätern sprachen. Dann nahmen sie das Tuch vom Leichnam und fotografierten Morgenstern von mehreren Seiten. Auch von der Kokosnuss machten sie Fotos, bevor sie das Beweisstück in eine durchsichtige Plastiktüte verpackten.

Schließlich erschien noch ein weiterer Mann, bei dem es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um den Gerichtsmediziner handelte. Er begutachtete Morgenstern kurz, deutete dann auf seine Armbanduhr und rief den Polizisten »Kann aber dauern!« zu. Im gleichen Moment fuhr ein großer dunkelgrauer Leichenwagen heran, und alles drängte zum Aufbruch.

Ich stand noch immer hinter der Absperrung und fühlte mich wie bestellt und nicht abgeholt. Eigentlich hatte ich damit gerechnet, dass man mich, da ich den Toten gefunden hatte, befragen würde. Ob ich etwas gesehen, etwas Auffälliges beobachtet hätte. Denn die Tat konnte ja nicht sehr lange her sein. Auch hätte ich einiges zur Identität des Opfers beisteuern können. Doch seltsamerweise wollte niemand etwas von mir wissen.

Als der Leichnam fortgeschafft und die Polizisten gegangen waren und sich auch die Neugierigen wieder in alle Winde zerstreut hatten, stand ich noch immer da und starrte auf die blutbedudelten Pflastersteine, die als Einziges an den schaurigen Vorfall erinnerten. Man konnte doch nicht einfach so zur Tagesordnung zurückkehren. Nein, Schmunk, du alter Narr, es gab eine Menge zu tun. Ich musste zur Tagung und den Teilnehmern berichten, was geschehen war. Sicher wunderte man sich dort schon über Morgensterns Abwesenheit. Er war ja nicht irgendwer, sondern spielte bei der Dunkelgräfin-Forschung eine wichtige Rolle.

Ich trottete also los, einerseits niedergeschlagen, andererseits erfüllt von Energie und Tatendrang. Unterwegs kamen mir die Ereignisse in Arnstadt wieder in den Sinn – die erschütternde Mordserie, die sich vor einem halben Jahr zugetragen hatte und deren Lösung ich an der Seite meines Freundes, des berühmten japanischen Kriminalisten Takeo Takeyoshi, hautnah hatte miterleben dürfen. Es war ohne Frage eines der größten und anstrengendsten Abenteuer meines Lebens gewesen. Stand mir nun ein weiteres bevor? Ich hätte keinen Pfifferling darauf verwettet, dass ich noch einmal mit einem Kriminalfall in Berührung kommen würde. Doch da ich nun schon mal über eine Leiche gestolpert war, gab es für mich kein Zurück mehr. Wenn doch nur Herr Takeo hier gewesen wäre. Er wüsste genau, was zu tun wäre. Auch das Rätsel der Kokosnuss würde er mit Sicherheit lösen können.

Da fiel mir plötzlich ein, dass mir der Japaner beim Abschied eine Visitenkarte überreicht hatte. Vielleicht war es wirklich keine schlechte Idee, ihn zu kontaktieren.

Beim Betreten des barocken Theatersaals unterbrach ich meine Gedanken. Die anderen Teilnehmer saßen schon auf ihren Plätzen,

und da es fast zwanzig Minuten über der regulären Anfangszeit war, sahen mich alle vorwurfsvoll an. Auf dem Podium stand die Bürgermeisterin, die Arme auf das Rednerpult gestützt. Offenbar hatte sie bereits mit ihrem Vortrag begonnen.

Ich räusperte mich. »Verzeihen Sie mir. Ich bringe leider schlechte Nachrichten. Zacharias Morgenstern ist tot.«

»Oh mein Gott«, stöhnte die Bürgermeisterin und erlebte. Durch die Reihen zog sich entsetztes Gemurmel.

»Er lag auf der Straße. Ich kam gerade vorbei.« Dass es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Mord handelte, verschwieg ich bewusst.

»Wir haben schon mehrfach versucht, ihn auf seinem Handy zu erreichen«, sagte Florian Sattler, der Direktor des Stadtmuseums.

Es entbrannte eine lebhafte Diskussion, bei der alle möglichen Vermutungen in den Raum geworfen wurden.

»Ob ihn der Schlag getroffen hat?«

»Vielleicht ein bedauerlicher Verkehrsunfall?«

»Hatte er nicht was mit dem Herzen?«

»Nein. Soweit ich weiß, war er kerngesund.«

Ich schwieg zu alledem und suchte mir stattdessen einen Sitzplatz am Rand. »Verzeihen Sie, ist hier noch frei?«, fragte ich eine junge Dame, die einen dieser aufklappbaren Miniatur-Computer auf den Knien balancierte.

»Ja, bitte«, sagte sie, wobei ich einen französischen Akzent bemerkte. »Das ist ja so schrecklich! Der arme Monsieur Morgenstern!«

»Da haben Sie recht«, pflichtete ich ihr bei. »Es ist in der Tat grauenhaft.«

»Und Sie 'aben ihn da liegen sehen? *Mon dieu*, wie fürschterlich!«

Ich nickte und dachte wieder an Herrn Takeos Visitenkarte. Dann griff ich in die Innenseite meines Jacketts und holte meine Brieftasche heraus. In ihr verwahrte ich auch wichtige Telefonnummern, und ich war mir sicher, dass ich Herrn Takeos Karte hineingesteckt hatte. Nach kurzer Suche fand ich sie zwischen einem Büchereiausweis und einem alten Kassenbon. Wie verwundert war ich jedoch, als ich feststellte, dass darauf weder Adresse

noch Telefonnummer vermerkt waren. Da stand bloß: *skype – keihougakusha1868*.

Was sollte das bloß bedeuten?

Ich kratzte mich nachdenklich an der Stirn. Die junge Dame sah neugierig zu mir herüber. Vielleicht wusste die Jugend ja etwas damit anzufangen.

»Verzeihen Sie bitte«, sagte ich und nahm all meinen Mut zusammen. »Ich möchte einen Freund anrufen, doch ich kann auf seiner Visitenkarte keine Telefonnummer finden. Da stehen nur komische Begriffe. Wissen Sie, was das ist?«

Sie nahm die Visitenkarte, betrachtete sie und lachte. »Natürlich. Das ist eine Skype-Adresse. Das ist wie telefonieren, nur mit die Computer. Wenn Sie möschten, können Sie gern meinen benutzen, ah?« Sie deutete auf das Gerät, das noch immer auf ihren Knien lag.

»Das wäre wirklich sehr nett. Und vielleicht können Sie mir noch zeigen, wie das geht?«

Sie lächelte freundlich, klappte den Computer auf und drückte in Windeseile auf den Tasten herum. Auf dem Bildschirm erschien ein hellblauer Kreis, der sehr schnell rotierte. Sie schob das Gerät auf meinen Schoß. »*Un moment, s'il vous plaît.*«

Ich starrte verwirrt auf den rotierenden Kreis und fragte mich, ob das eine Art Hypnose sein sollte. Meine Nachbarin Isolde, mit der mich eine ehrliche Freundschaft verband, war einmal bei einem Varietéabend in Hypnose versetzt worden und hatte danach alle Anzeichen einer psychischen Störung gezeigt. Deshalb war es wohl nur verständlich, dass ich ein wenig in Panik geriet und auf meinem Sitz unruhig hin und her rutschte. Auch fühlte ich mich schon ganz willenlos und benommen. Als plötzlich und ohne Vorwarnung Herrn Takeos Gesicht erschien, fuhr ich erschrocken zusammen. Ein tragbares Bildtelefon war das also. Ach, diese Welt wurde doch immer verrückter.